Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 29 (1954)

Artikel: Tiere im Aachtal
Autor: Rutishauser, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699594

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tiere im Aachtal

Von Albert Rutishauser

So oft meine Erinnerungen in die Zeit der im mittleren Aachtal verbrachten Bubenjahre zurückschweifen, verweilen sie immer wieder bei einigen freilebenden Tiergattungen. Wohl deshalb, weil sich damals kulturelle und wirtschaftliche Wandlungen abzuzeichnen begannen, die ihr weiteres Gedeihen nachteilig beeinflußten. So beklagte sich der Eichmüller noch zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts über einen *Fischotter*, der in seinem Sägereiweiher und vermutlich im ganzen Aachtal sein Unwesen treibe, ohne daß es gelinge, des Schädlings habhaft zu werden. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob der namentlich bei Nachstellungen sehr empfindsame Räuber in andere ihm zusagende Gebiete überzuwechseln vermochte, bevor ihn hier eine Kugel traf.

Völlig gegensätzlich zeigte sich in jenen Jahren noch das Fortkommen des *Flußkrebses*. Zu Tausenden hauste der von kleinern Wassertieren lebende und selbst von Fischen sehr gefürchtete Allesfresser versteckt unter Steinen oder in seitlich gelegenen, höhlenartigen Bodenvertiefungen des Bachbettes. Nur außerordentliche Naturerscheinungen, zum Beispiel Blitz und Donner bewirkten, daß er tagsüber seine Schlupfwinkel verließ. Obgleich durch meine persönlichen Fänge gewiß etliche hundert der scherenbewaffneten, knabenhandgroßen Krebse in die Bratpfanne wanderten, um ihr als rote Leckerbissen wieder entnommen zu werden, zählte ich nicht zu den tüchtigen Krebsern. Es fehlte mir der Mut, die wehrhaften Wasserbewohner in ihren Höhlen ausfindig zu machen. Das Hemmnis lag weniger in der Möglichkeit, durch unrichtiges Zugreifen vielleicht einen blutenden Finger zu holen, als in der mir bekannten Tatsache, daß meine Mutter in ihren Mädchenjahren bei dieser Fangart einmal statt des gesuchten Krebses eine lebendige Ringelnatter hervorzog. Das gegen Wasserverschmutzungen stark reagierende Krustentier vertrug jedoch die natürlichen Loheabwasser der Eichen- und Tannenrinde aus der Gerberei Oberaach sehr gut, erlag aber später den zur Verwendung gelangenden chemischen Substanzen. Ich versuchte immerhin, alle Gegebenheiten außer acht lassend, im Sommer 1930 die Neubesiedlung der Aach mit Flußkrebsen. Im ausgedienten Uttwiler Mühlebach wurden etwa 30 Stück eingefangen und im umfangreichen Steingewirr, das sich in der Tiefe der Wuhre Hungerbühl, unterhalb des Weilers Hütten im Fluß verlagert, eingesetzt. Auf einem Inselchen ließ sich das Verziehen der Panzerträger unter schützende Kiesel gut verfolgen.

Ich war noch in Gedanken bei meinen Schützlingen, da drang bald schwaches, dann an Stärke zunehmendes Rascheln an mein Ohr. Aus einem überhängenden Wurzelstock, sowie benachbarten Uferböschungen kamen nach und nach über hundert *Wasserratten* zum Vorschein. Durch mein Verhalten nicht beunruhigt, näherten sich Einzeltiere bis auf weniger als einen Meter Entfernung. Gründlich durchsuchten sie das Areal nach Genießbarem. Es gab Nager, die unter Wasser auf dem Rücken liegend mit den Vorderbeinchen Kleintiere oder pflanzliche Bestandteile von größerem Gestein wegkratzten. Bestimmt sind der freßgierigen Meute rasch sämtliche Krebse zum Opfer gefallen, denn bereits am andern Tage war von ihnen keine Spur mehr zu finden. Die Wasserratte wohnt in selbst gegrabenen Röhren am Ufer der Gewässer und lebt großenteils von Pflanzen, Fischen, Jungvögeln und Mäusen. Durch das Zerwühlen von Dämmen kann sie sehr schädlich werden.

In dem unterhalb der früherern Rütimühle das Aachbett erreichenden Wildbach, der früher sechs an seinem Ablauf gelegene Mühlen in Betrieb setzte, lebt der seines schmackhaften Fleisches wegen geschätzte Flußkrebs heute noch an einigen ihm zusagenden Orten. Im Eichmühlegebiet und nordwärts davon bis zur Ausmündung des Baches war er früher besonders zahlreich zu finden. Das heute schnurgerade in Zementrinnen gedrängte, rasch dahinfließende Wasser schließt leider sozusagen jedes Tiervorkommen aus.

Selbst bestimmte Vögel werden durch das neuzeitliche Gerbverfahren in Mitleidenschaft gezogen. So wird man heute eine Schönheit der europäischen Vogelwelt, den prächtig blaugrün schimmernden *Eisvogel*, der seine unbedeutenden Raubzüge auf Fischchen und anderes kleines Getier der ganzen Aach entlang ausführte, im mittleren und oberen Teil des Baches nicht mehr beobachten. In der Nähe seiner Mündung in den See, wohin kleine Wasserbewohner aus Gründen der Sicherheit eindringen, ist der schöne Federnträger, immer der Jagd obliegend, noch anzutreffen. Er ist ein Stand-, Strich- und Zugvogel, d. h. während ausgesprochen milden Wintern, wenn Bäche und Flußläufe ohne Eisdecken bleiben und dadurch das Suchen nach Nahrung nicht hindern, wandert der «Königsfischer» nicht fort. Verwehren sie sein Eintauchen zufolge Einfrieren, zieht er an noch eisfreie größere Gewässer und wird dadurch zum Strichvogel. Sinkt aber die Außentemperatur dermaßen, daß auch jene Gebiete wegen Vereisung nichts mehr zu geben

Rotschwänzchen

haben, ist der Zug nach dem Süden unaufhaltsam. So wurde unlängst im Januar ein in der Schweiz mit dem Aluminiumring der Vogelwarte Sempach versehener Eisvogel in Barcelona (Spanien) festgestellt. Nach Uferschwalbenart brütet er in sandigen oder lehmhaltigen Steilufern in Wassernähe. Durch Entfernen von Material wird eine 40–100 Zentimeter lange, etwa 5 Zentimeter Durchmesser aufweisende Röhre vorgetrieben, die sich schließlich zur Brutkammer ausweitet. Die 5–7 Eier des Vollgeleges liegen ohne jede Unterlage auf dem Sand oder in einer durch Fischgrätchen zusammengehaltenen, schalenartigen Buchtung aus Lehm. Unser nur sperlinggroße, in kultivierten Gegenden fast überall im Abnehmen begriffene Vogel wird von gewisser Seite als Fischräuber angeprangert. Die angerichteten Schäden dürften jedoch kaum nennenswert sein.

Manch Nachteiliges für die Vogelwelt ist in neuerer Zeit der intensiven Bodenbewirtschaftung, so dem Früherlegen der Heuernte zuzuschreiben. Für den gerne in Bachnähe lebenden, singfreudigen *Wiesenschmätzer*, der seine 4–6 Eierchen kaum vor Mitte Mai in eine, vielleicht durch einen Kuhtritt entstandene Bodenvertiefung ins Gras legte, reichten die Tage für die Bebrütung und die nachfolgende Aufzucht der Jungen nur selten aus, um den zerstörenden Einflüssen von Sense und Maschinenmesser noch zu entrinnen. Kaum ist der hübsche kleine Sänger, der sein frohmütiges Liedchen ausnehmend gerne von einem Wiesenkerbel, oder auf einer sonstigen erhöhten Warte zum besten gibt, noch anzutreffen. Übel setzten die Zeitumstände auch dem *Rebhuhn* zu. Einst bot das beliebte, gleichfalls am Boden brütende Wild dem Jäger Gelegenheit, Familienverbänden von gegen 20 Vögeln nachzujagen. Heute ist unser Hühnervogel auch im Aachtal so gut wie ausgestorben.

Günstiger steht es um die Bestände der *Feldlerche*. Es will scheinen, als ob die Natur zur Erhaltung der lieben Sängerin besonders Sorge trage. Vorerst macht sie das erdbraune, dunkellängsgefleckte Federkleid vor dem Feinde wenig auffällig. Die bereits im Februar einsetzenden Rückflüge aus den Winterquartieren um die Mittelmeerländer oder aus näher liegenden Gegenden gestatten normalerweise die schon während der ersten Märzhälfte stattfindende Paarbildung. Der vielfach in eine Bodensenkung gedrückte, von der Umgebung kaum sich abhebende und dadurch schwer feststellbare Nestbau zeigt sich locker und kunstlos. Das Vollgelege mit 3–4 Eiern ist fast durchwegs in den ersten Apriltagen vorhanden. Die vom Weibchen besorgte Bebrütung liegt eher innerhalb der Normalzeit und erfordert kaum 14 Tage. Die Nestzeit dauert etwa 9 Tage, während denen beide Eltern füttern. Dann verlassen die noch völlig flugunfähigen Kleinen die Geburtsstelle und bewegen sich zunächst hüpfend umher. Im Alter von 3 Wochen fressen und fliegen sie selbständig, wobei die Männchen auch schon ihre ersten Gesangsversuche machen. So hat Mitte Mai das ganze Geschehen um die Aufzucht der Feldlerchen ihr Ende erreicht, früh genug vor der beginnenden Ernte. Unser Vogel ist noch immer in der zwischen der Rütimühle und der Käserei Neumühle sich hinziehenden kleinen Talsenke festzustellen. Wenige hundert Meter westwärts, oberhalb des einstigen alten Radmühleweihers, schreitet er ebenfalls in einigen wenigen Paaren zur Brut. Weiter ist auf dem baumlosen Wiesengelände östlich und nördlich von Bießenhofen Lerchengesang wie früher zu vernehmen. Vor Sonnenaufgang steigt die Feldlerche singend und trillernd in kaum feststellbare Höhen empor, um sich erst nach minutenlang vorgetragenen Liederstrophen mit angezogenen Flügeln senkrecht fast bis zum Erdboden herab fallen zu lassen. Die Laute haben einen fröhlichen, ja jubelnden Charakter, in denen die Silben tirili tirili trilie immer wiederkehren.

Anderseits brachte die im steten Zunehmen begriffene Motorisierung der Straßenfahrzeuge der den Kanarien ähnlichen *Goldammer* eine bedeutende Bestandeseinbuße. In größeren Gebüschverbänden, vorzugsweise in Waldesnähe ist dieser sympathische Vogel in Einzelpaaren auch jetzt noch anzutreffen. In großer Zahl lebte er in den gegen die letzte Jahrhundertwende noch in Nutzung begriffenen, bedeutenden Kiesgruben nordseits des Straßenzuges Schrofen-Hubhof. Die

umfangreichen Gesteinschichten eines vor Zeiten in dieser Gegend ausgemündeten Flußlaufes lieferten der früheren Nordostbahn Material für den Unterbau ihrer Geleisekörper. Wirklich wie der Vogel im Hanfsamen verköstigte sich die Ammerize, wie die Ammer volkstümlich hieß, aus dem Nährgehalt der den Exkrementen der vielen Zugpferde weggepickten, nicht völlig verdauten Haferkörner. Hundertfach ertönte ihr typisches Liedchen dididididieh.

Nicht zu verwundern, daß sich im reich gestalteten, gegen 10 Hektaren umfassenden Areal die eine oder andere Fuchsfamilie außerhalb den Jagdtagen wohl recht heimisch fühlte. Wenn das nach und nach ausgebeutete, zur Wildnis gewordene Gelände an Nahrung sicher viel bot, wurde Zusätzliches aus den in der Nachbarschaft gelegenen Hühnerhöfen geholt, worüber die oft außerhalb den Höhlen gelegenen, gut erkannten Flügelteile den Beweis erbrachten.

Nicht ohne eine gewisse Beunruhigung verfolgt der Naturfreund das Bespritzen unserer Tafelobstbäume mit mehr oder weniger gifthaltigen Brühen. Es ist naheliegend, daß überall da, wo diese Maßnahme zur Notwendigkeit wurde, der Vogel nichts mehr zu suchen hat und bestenfalls abwandert. Das zahlenmäßige Abnehmen bestimmter Meisenarten läßt sich bereits deutlich feststellen. Stark werden auch die Bestände von Specht und Star der sogenannten Obstbaumaktion wegen benachteiligt. Unser Mostbirnbaum hat seinen Dienst getan, er muß gehen. Wo die riesenhaften Obstträger unserer thurgauischen Heimat ihr eigenartiges Gepräge verliehen und sie zur Blütezeit zu einem gewaltigen Blumengarten formten, wird demnächst noch am bestehenden Rest die Axt an die Wurzel gelegt. Ungezählte, von Spechten in schadhafte Stämme und morsche Astteile gezimmerte Vogelwohnungen, die großenteils hernach den Staren willkommene Unterkunft verschafften, sind nicht mehr da. Die Auswirkungen der rigorosen Maßnahmen haben sich auch hier abgezeichnet, denn schon sind Starenpaare in dichte Siedelungen großer Dörfer eingedrungen und versuchen wie Spatzen unter Dachziegeln ihre Kinderstuben einzurichten. Die beim Nestbau angewandten Methoden, das Abbeißen von Gemüseblättern, das Ausreißen dem Boden kaum entwachsener Bohnentriebe und dergleichen sind begreiflicherweise nicht geduldet. Der Staren Lebensraum ist Wiese und Feld, wo sie ihren großen Nutzen immer wieder unter Beweis stellen werden. Vermehrt an Scheunen und weiter passenden Orten aufgehängte Starenkasten vermöchten den vielleicht bereits eingetretenen Rückgang auch dieses wertvollen Helfers in der Natur hintanzuhalten. Wenn seine Färbung allgemein für dunkelbraun oder schwärzlich gehalten wird, so zeigt das Schwarz einen purpurn-grünlich schillernden Glanz, dem sich nach der Hauptmauser im Frühherbst eine auffallend weiße Tüpfelung beimischt. Während etlichen Jahren nach dem zweiten Weltkriege waren die Starenschwärme stark gelichtet, was jedenfalls dem übermäßigen Wegfangen in den Winterquartieren zugeschrieben werden mußte.

Über die Zugsverhältnisse des Schweizerstars – sie weichen von allen weitern europäischen Beständen ab – ist folgendes bemerkenswert: Nachdem um die Julimitte die zweite Brut ihrer Betreuung entwachsen und das Ablegen der abgetragenen Sommerkleider, die Hauptmauser ihr Ende gefunden, stünde seiner Abwanderung in südwestlicher oder südlicher Richtung kaum mehr etwas im Wege. Unser Star scheint aber, gewiß aus guten Gründen, wärmere Gegenden erst dann aufsuchen zu wollen, wenn rauhe Temperaturen jeden Ausweg verunmöglichen. Die besten Jahreszeiten liegen für einmal wieder hinter ihm. Die Stoppelfelder liefern nur noch wenig, das dem Emdet nachsprießende Herbstgras steht schon ziemlich hoch, was seiner Futteraufnahme hinderlich ist, abgesehen davon, daß das Gefieder bei Regen- und Tauwetter durchnäßt wird. So sucht und findet das Starenvolk des schweizerischen Mittellandes über die Herbstzeit einen vorteilhaften Weg darin, daß es vorerst in nördlicher

Wiedehopf

Richtung abzieht und sich unter die kleinen Viehherden verteilt, die in der westdeutschen Tiefebene, im östlichen Frankreich, in Belgien und Holland bis zu den Nordseeküsten überall anzutreffen sind. In diesen Gegenden befreit der Star die Weidetiere von den lästigen Fliegen und findet auf den spärlich bewachsenen Wiesen zudem das, was zum Auskommen noch fehlt. Erst wenn im Laufe des Spätherbstes das Vieh eingezogen wird, ist auch der Zeitpunkt da, eine mildere Landschaft zu suchen, wobei er in mittäglicher Richtung bis nach Mittelitalien wandert oder sich südwestlich über das südliche Frankreich und Spanien und unter Umständen weiter der algerischen Küste entlang bis nach Tunesien verzieht. Leider werden in diesem Lande die Staren massenhaft gefangen und getötet.

Doch auch das Wortspiel «Wo Schatten, da ist auch Licht», behält seine Wahrheit. Die gewandten, das Insektenvolk im Fluge erhaschenden Kleinvögel, denen der *Gartenrotschwanz* zugezählt werden dürfte, vermochten ihre Bestände allgemein zu vermehren. Zu ihnen gehört der bei uns früher nur dem Namen nach bekannte *Trauerfliegenschnäpper*. Nutznießerisch bewohnen sie heute als Höhlenbrüter vielfach Nistorte, die ehedem von Meisen belegt waren. Unsere beiden heimischen, die Wintermonate im nördlichen Afrika verbringenden «Rötel», der Garten- und der Hausrotschwanz sind vielfachen Verwechslungen ausausgesetzt. Während diesem in der Neuzeit unsere Wohnhäuser die ursprünglichen felsigen Berglandschaften ersetzen und er sich kaum von ihnen entfernt, kennen wir den Erstgenannten wirklich als ausgesprochenen Gartenvogel. Er wird dabei so zutraulich, daß es beim Arbeiten bisweilen alle Aufmerksamkeit erheischt, um den auf kleine Ameisen und deren Brut gierigen Insektenvertilger mit den Geräten nicht zu berühren. Die weiße Stirn des männlichen Gartenrotschwanzes macht den Erdsänger zu einem unserer schönsten Kleinvögel. Schade, daß sein drosselartiger Gesang, der dem der Amsel besonders nahe kommt, uns im Frühling nur während kurzer Zeit erfreut.

Es steht nicht fest, weswegen der kleine Trauerfliegenfänger noch vor Jahrzehnten auch in hiesiger Gegend fehlte. Vermutlich darum, weil sich dem ausschließlichen Höhlenbrüter in Konkurrenz mit den alteingesessenen Meisengattungen weder in den Waldungen noch in den Obstbaumbeständen passende Unterkunftsmöglichkeiten boten. Seit dem Anbringen künstlicher Nistkästen trat eine Änderung insoweit ein, daß heute der ausgesprochene Verfolger fliegender Kerfe, wenngleich nirgends sehr zahlreich, doch allgemein vertreten ist. Von Gestalt etwas kleiner als die Rotschwänze ist das Männchen oberseits mehr oder weniger schwarz, das Weibchen graubraun, während die Flügelabzeichen und die Unterseite weiß erscheinen. Das kurze, leicht krächzend anmutende Liedchen wird mit großer Ausdauer vorgetragen.

Heute ist es jedenfalls dem Mangel an geeigneten Nistplätzen zuzuschreiben, daß der während den letzten Jahren kilometerweit im untern Aachtal wieder vorgedrungene *Wiedehopf* seine Ansiedelungen nicht noch mehr westwärts ausdehnte. Bis vor etwa hundert Jahren soll der prächtige Höhlenbrüter im ganzen obern Thurgau gut bekannt gewesen sein. Zu seinem Aufenthalt schätzt er kurzbewachsene, etwas feuchte Wiesen, vorzugsweise aber Ackerflächen, weil hier zwischen Ernte und Neubepflanzung oft längere Zeitabschnitte liegen und inzwischen das Suchen nach Nahrung durch hohen Pflanzenwuchs nur selten behindert wird. In der letzten Zeit fand der tropisch gefiederte Vogel seinen Weg zu uns zurück. Er hat ungefähr die Größe eines Eichelhähers. Die schöne Erscheinung fesselt den Beobachter sofort. Vor allem fällt er durch den verstellbaren Scheitel-Federfächer, sowie den langen, gebogenen Schnabel auf. Die sehr kurze, nicht bis zur Schnabelspitze reichende Zunge vermag die Beutetiere nicht in üblicher Art zu fassen. Um jede Beweglichkeit der Opfer auszuschalten, werden sie durch das Aufschlagen auf eine harte Unterlage getötet und hernach derart geschickt in die Höhe geschleudert, daß sie in der Längsrichtung in den weit aufgesperrten Schnabel zurückfallen. Der Wiedehopf mag seiner Konstitution wegen nur wenig zu einer Nestformung beizutragen, weswegen er mit Vorliebe hohle Bäume und alte Weidenstrünke aufsucht und die Eier ohne weitere Niststoffe auf den vorhandenen Holzmull oder auf den Boden legt. Lange lebte er im Verruf, sein Nest nicht sauber zu halten, indem er den Höhleneingang wirklich oft mit übelriechenden Exkrementen bestreicht. Diese Tatsache ist vermutlich allein schuld, daß sich der fast ganz wehrlose Vogel allen Gefahren zum Trotz in seiner Existenz immer wieder zu behaupten weiß. Wenn sich zum Beispiel eine Katze in der Nähe des Hopfnestes aufhält, wird sie sich, der Gerüche wegen eher vom Neste wegbegeben und gerade in diesem Augenblick ist die Brut wieder vor dem sichern Untergang verschont geblieben. Den Beweis dieser Annahme liefert überdies das Verhalten der Nestjungen im Gefahrsfalle. Nähert sich ihnen ein unerwünschter Eindringling, wird ihm durch die Rückendrüse ein ätzendes, stinkendes Sekret entgegengespritzt, um den vermuteten Feind von seinem Vorhaben abzuhalten. Die sich zur Brut seßhaft machenden Vögel beziehen ihren Nistort in den ersten Maitagen, um uns Ende August wieder zu verlassen. Der Winteraufenthalt soll in den Ländern zwischen der Sahara und dem Äquator erfolgen.

Durch den Umstand, daß die natürlichen Feinde der *Rabenkrähe* und der *Elster* in unsern hochkultivierten Gebieten nicht mehr anzutreffen sind (es handelt sich

um den Habicht und den Wanderfalk), vermochten sie ihre Bestände bisher zu behaupten, wenn nicht gar zu vermehren. Die Auswirkungen der Obstbaumaktion, die den beiden die Möglichkeit nehmen werden, ihre Nester an fast unzugänglichen Verästelungen hoher Birnbäume anzulegen, bleiben abzuwarten. Krähe und Elster, die immerhin ihrer bescheidenen Stimmbegabung wegen vom Wissenschafter den Singvögeln zugezählt werden und schon ihrer ansehnlichen Größe halber viel zur Belebung der Landschaft beitragen, stehen auch heute nicht hoch in der menschlichen Gunst, obschon der Bauer sehr wohl um ihren Nutzen als Insekten- und Schneckenvertilger weiß. Bekannt ist außerdem, daß Rabenvögel den Mäusen eifrig nachstellen und als Allesfresser mit etwa herumliegendem Aas aufräumen. Gerne stellt der Landmann weiter fest, daß die Krähe, von ihm kaum notiznehmend, dem Pfluge folgt, um zutage geförderte Engerlinge, Maulwurfsgrillen und weiteres Geschmeiß zu vertilgen. Gewiß, sie kennt den Menschen, sie weiß, wenn Vorsicht oder Mißtrauen am Platze sind, oder wenn Gefahr droht. Dem bewaffneten Jäger weicht der Schwarzfrack aus, als ob er sich seiner Schüsse noch erinnerte oder das mitgetragene Pulver röche. In den paar angeführten Punkten kann die Unbeliebtheit oder gar der Haß gegen das «Rabengelichter» nicht begründet liegen. Aber es erübrigt sich, lange nach seinen Missetaten auszuschauen. Sie sind bekannt. Eier und Nestjunge unserer Kleinvögel, vorab der Buchfinken, fallen den Elstern jedes Frühjahr vielfach zum Opfer. Schon in der Frühdämmerung der Maientage werden die Obstbäume nach Nestern abgesucht, und ihre Anlagen erheischen eine sehr sorgfältige Tarnung, sollen sie den Plünderern entgehen. Wenn der eher etwas schwerfälligen, weniger fluggewandten Rabenkrähe das Anfallen kleinerer, kränklicher Tiere, Hasen, Kaninchen, Vögel usw. kaum angekreidet werden darf, trifft sie der Vorwurf, Junghasen zu verfolgen.

Die dem Menschen nicht verständlichen, ja abstoßenden Verhaltungsweisen finden jedoch in der Natur ihre Aufklärung. Sowohl Krähe wie Elster sind ausgesprochene Bodenvögel, welche das zum Leben Notwendige fast ausschließlich auf kurzrasigem Gelände finden. Während den letzten Wochen vor der

Junge Elster

Heuernte sind aber die begehrten Mähwiesen in ganz ungenügender Zahl vorhanden, so daß sie als Nahrungsvermittler kaum in Betracht fallen. Die Naturgesetze gebieten nun sowohl den erstmals brütenden Finken, als auch den beiden Krähengattungen ihre Jungen in der gleichen Zeitperiode aufzuziehen. Eine wirkliche Notlage veranlaßt demnach besonders die Elster, Kleinvogelnester auszurauben, um ihre 4–7 auf Fleischkost angewiesenen Jungen zu füttern. Von derartigen Überfällen auf die zweite Brut ist kaum je die Rede, weil sich inzwischen die Lebensbedingungen der Elster vollständig normalisieren. Anderseits kann über den derzeitigen Bestand des Buch- oder Edelfinken gesagt werden, daß der Normalbestand dieses hübschen zutraulichen Kleinvogels kaum zurückgegangen ist und nach dem Sperling immer noch die am meisten verbreitete Vogelart darstellt.